Erschienen in: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hrsg.): Deutsche Grammatik - Regeln, Normen, Sprachgebrauch. – Berlin, New York: de Gruyter, 2009. S. 117-140. (Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2008),
<https://doi.org/10.1515/9783110217360.3.117>

MARKUS HUNDT

Normverletzungen und neue Normen

Abstract¹

Sprachnormen treten im Normalfall erst dann in Erscheinung, wenn sie verletzt werden. Normverletzungen und die damit einhergehenden Sanktionen tragen somit zur Normenkonstitution wesentlich bei. Dabei stellt sich zunächst die Frage, was man unter sprachlichen Normen verstehen soll. Daraus ergeben sich Konsequenzen für die Kriterien, die Normen überhaupt konstituieren können. Für beide Fragestellungen ist der im Sprachwandel immer wieder thematisierte Übergangsbereich zwischen dem Entstehen neuer Normen und der Außerkraftsetzung bislang bestehender Normen ein interessantes Untersuchungsgebiet.

Auch wenn man in Rechnung stellt, dass die Definition von Sprachnormen nach wie vor umstritten ist, kann doch eine Reihe von Definitionskriterien als gesichert gelten. Zu ihnen werden neben der Obligation, der Sanktion, der Wertebezogenheit, der Formuliertheit, dem Situationsbezug der Norm auch die am Normierungsprozess beteiligten Gruppen gerechnet (Normautoritäten, Modellsprecher, Sprachexperten, Sprachkodifizierer). In manchen Definitionsversuchen wird der Sprachbenutzer m. E. zu stark in den Hintergrund gedrängt. Er stellt sozusagen als „Sprachsouverän“ die treibende Kraft für den Normenwandel dar und sollte daher auch in der theoretischen Modellierung von Sprachnormen deutlicher hervorgehoben werden. Außerdem lassen sich Sprachnormen klassifizieren sowohl nach dem Phänomenbereich, der normiert werden soll (Aussprache, Morphologie, Syntax, Lexik, Pragmatik etc.), als auch nach der Art der Genese (präskriptive/statuierte/gesetzte Normen vs. deskriptive/subsistente/konventionelle Normen). Sprachnormen zeigen sich letztlich als prototypisch gefasste Konzepte, deren konkrete Realisierungen eher mit dem Begriff der Familienähnlichkeit denn mit einem starren System an Definitionskriterien erfasst werden kann.

Im folgenden Beitrag soll es um drei Fragen gehen.

1. Inwieweit sollte der „Sprachsouverän“ in die Modellierung von Normen einbezogen werden?
2. Welche Funktionen haben Normverletzungen im Gefüge von Grammatikalität, Akzeptabilität und Sprachnormierung?
3. Unter welchen Bedingungen können sich neue Sprachnormen etablieren?

Der Fokus wird dabei auf der letzten Frage liegen. Nach einer kurzen Vorstellung der Modifikation des Sprachnormenmodells von U. Ammon (Frage 1) und Überlegungen zum Nutzen von Sprachnormverletzungen und zu den Vorteilen eines sich stetig wandelnden

¹ Eine modifizierte Version dieses Aufsatzes in englischer Sprache erscheint in dem von Alexandra Lenz und Albrecht Plewnia herausgegebenen Tagungsband zur 29. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft (Arbeitsgruppe: Grammatik im Spannungsfeld zwischen Norm und Variation).

Sprachnormeninventars (Frage 2), möchte ich anhand von verschiedenen Beispielen zeigen, wie bestehende Normen außer Kraft gesetzt werden können und wie sich neue Normen etablieren. Dabei ist m. E. besonders bei der Etablierung neuer Normen die Frage interessant, ob letztlich alles zur Norm werden kann. An Beispielen aus der Morphologie und der Syntax soll gezeigt werden, welche Restriktionen auch bei neu zu etablierenden Normen gelten. Neue Normen „verwässern“ somit nicht nur den Bereich bisher bestehender Normen, sondern strukturieren ihn über die nach wie vor geltenden Ausschlusskriterien in positiver Weise neu, so dass neuen Normen stets auch der Bereich des Nichtnormgemäßen mit eingeschrieben ist.

1. Sprachnormtypen und der Sprachsouverän

Grundprobleme der Definition von Sprachnormen: Was Sprachnormen eigentlich sind, weiß niemand so recht zu sagen! Eine einheitliche, von allen Experten anerkannte Definition steht aus. Sie ist aus meiner Sicht auch nicht zu erwarten. Allerdings kann man in Bezug auf einige Teilbedeutungen des Begriffs Sprachnorm durchaus von einem *common sense* sprechen:

Wie Normen, die andere Sachverhaltsbereiche regeln, so gilt auch für Sprachnormen zunächst die

- **Obligation:** Sprachnormen verpflichten diejenigen, die den Normen unterliegen, zu einem bestimmten Handeln. Dies umfasst den deontischen Charakter von Normen, der beschreibt, dass die in den Normen beschriebenen Handlungen geboten, verboten oder erlaubt sind.
- Zweitens der **Geltungsanspruch und die faktische Geltung von Normen.** Die in den Normen enthaltenden Ge- und Verbote sind für die Normsubjekte verbindlich. Wird diese Verbindlichkeit von den Normsubjekten akzeptiert, werden die Normen zu Erwartungserwartungen, dann hat die entsprechende Norm auch faktische Geltung erreicht.
- Drittens sind **Sanktionen** Teile der Normen. Auch wenn bei Verstößen gegen die Sprachnormen keine Gefängnisstrafen oder Bußgelder verhängt werden, sind Sanktionen präsent. So werden Normverstöße im Bereich Orthographie, Morphologie, Syntax, Lexik, Stil in der Schule durch Noten sanktioniert, im Berufsleben durch Erfolg oder Misserfolg.
- Viertens sind Sprachnormen immer **wertebezogen:** Sie stellen eben nicht nur – gewissermaßen wertfrei – dar, was sich aus häufigem Sprachgebrauch als Regeln destillieren lässt. Normen sind immer auch Werte eingeschrieben, d. h. in ihnen wird zugleich das (system)richtige, (situations)angemessene und in diesem Sinne Legitime und Legale zum Ausdruck gebracht.
- Fünftens können Sprachnormen **explizit formuliert** sein, müssen es aber nicht. Der Geltungsanspruch und die faktische Geltung der Normen sind davon getrennt zu sehen.²

² Die Normformulierung ist unabhängig von der Norm selbst zu sehen. Dies ist gerade im Bereich der Sprachnormen eine wichtige Differenzierung, da wir es hier häufig mit

- Und schließlich ist für die **Sprachnormengnese** die Unterscheidung zwischen gesetzten und konventionellen Normen allgemein akzeptiert.

Systematischer als diese *common-sense*-Liste ist der Normkriterienkatalog des Sprachphilosophen von Wright.

1.1. Merkmale von Normen und Sprachnormen nach von Wright (1963/1979)

Von Wright nimmt in seinem Buch „Norm and Action“ von 1963 eine detaillierte Bedeutungsanalyse des Konzepts NORM vor. Diese kann ich hier nicht en detail vorstellen (s. Abb. 1). Ich fasse daher die Ergebnisse von Wrights zusammen:

Abb. 1: Begriffsfeldanalyse nach von Wright (1963/1979)

der Tatsache zu tun haben, dass sich die Sprachteilnehmer an Normen halten, die allenfalls rekonstruierend in Sprachkodizes (Duden o. Ä.) formuliert sind, nicht aber explizit in Form von Regelwerken.

Diese Liste an *common-sense*-Bestandteilen des Sprachnormbegriffs ist sicherlich nur ein kleinster gemeinsamer Nenner, für den Präzisierungen in Form operationaler Definitionen sinnvoll sind. Daher sollen im Folgenden zwei Weiterungen und – wie ich hoffe – dadurch auch Präzisierungen des Sprachnormenbegriffs vorgenommen werden. Erstens werden die Sprachnormen aus sprachphilosophischer Perspektive (von Wright) und zweitens aus einer sprachpraktischen Perspektive (System-Norm-Rede-Modell) untersucht. Während das erste Modell generelle Erklärungskraft für Normen hat (von denen Sprachnormen dann nur eine Teilmenge sind), hebt das zweite Modell lediglich drei bestimmte Teilbedeutungen von Sprachnormen in den Vordergrund: die Rolle der Verwendungsfrequenz, der Akzeptanz und der Systemregelhaftigkeit.

Normen werden zunächst von Gesetzen unterschieden und dann nach Haupt- und Untergruppen klassifiziert. Für Sprachnormen ist hier vor allem der untere Teil der Abbildung entscheidend:

Sprachnormen haben Aspekte von Vorschriften, von Regeln und von Gebräuchen. Einige der *common-sense*-Elemente von Normen, die ich vorhin angesprochen habe, tauchen hier natürlich auch wieder auf, aber eben jeweils auf den entsprechenden Normentyp bezogen.

Hier ist bei den Sprachnormen als Vorschriften, der Normgeber, der Normadressat, die Bekanntmachung und die Sanktion wichtig. Bei den Gebräuchen sind vor allem der normative Druck und die Implizitheit relevant. D.h. Sprachnormen wirken auf das Sprachhandeln auch dann ein, wenn sie nicht explizit kodifiziert sind.

Während diese Begriffsfeldanalyse Normen zwischen Vorschriften, Regeln und Gebräuchen einordnet, dient die folgende Übersicht der inhärenten Begriffsklärung. Diese weist bereits auf die Prototypensemantik voraus, die ja ebenfalls Begriffskerne von peripheren Bedeutungsanteilen unterscheidet (Abb. 2).

Abb. 2: Prototypische Struktur des Begriffs Norm nach von Wright

Zum Kern gehören nach von Wright der Normcharakter, der Inhalt und die Anwendungsbedingung. An diesen Kern angelagert sind spezielle Merkmale und weitere Faktoren (s. Abb. 2), die uns bereits in der Begriffsfeldanalyse begegnet sind.

Eine weitere Annäherung an den Sprachnormenbegriff bietet das **System-Norm-Rede-Modell** (Abb. 3).

Abb. 3: Das System-Norm-Rede Modell (siehe auch Eroms 2000, S. 18)

Sprachnormen ergeben sich danach als Teilmenge aus *langue* und *parole*.³ Sie sind nur in den tatsächlich realisierten, systemgerechten und frequenten Konstruktionen greifbar.

Nach diesen Vorklärungen kann – so denke ich – eine operationale Definition dessen versucht werden, was Sprachnormen sind.

Sprachnormen sind

- a) jeweils bezogen auf einzelne Sprachsystemebenen (orthographische, orthoepische, morphologische, syntaktische, semantische, textsortenbezogene, pragmatische Norm)
- b) jeweils bezogen auf einzelne Varietäten (soziale, gruppale, funktionale, historische Norm)
- c) prototypisch strukturiert mit zentralen Kriterien nach v. Wright
- d) nur in tatsächlich realisierten Konstruktionen greifbar
- e) und Sprachnormen werden durch das Konzept der „Akzeptabilität“ näher erläutert. Akzeptable Konstruktionen sind normgerechte Konstruktionen (die sich zudem durch eine relativ hohe Gebrauchsfrequenz auszeichnen).

Für die meisten Sprachnormen, die ja deskriptiv/subsistent und nicht gesetzt/präskriptiv sind, könnte man als kleinsten gemeinsamen Nenner formulieren:

Sprachnormen sind aus dem tatsächlichen Sprachgebrauch rekonstruierte Regeln des systemgerechten Gebrauchs.

³ Konstruktionen, die akzeptabel sind (Indiz für die Akzeptabilität ist die Frequenz). Erstmals Coseriu (1970), dann auch Eroms (2000), Hundt (2005).

1.2. Das Normenmodell Ulrich Ammons

Wenn es um die Etablierung und Veränderung von Sprachnormen geht, wird in jüngster Zeit immer wieder auf das seit 1995 bekannte Modell von Ulrich Ammon zurückgegriffen. Er beschreibt das „soziale Kräftefeld einer Standardvarietät“ (S. 33) in Form von vier Normeninstanzen (Abb. 4).

Abb. 4: Das Normenmodell Ulrich Ammons (nach Ammon 1995, S. 80)

1. Normautoritäten: Korrektoren
2. Sprachkodex (Kodifizierer)
3. Modellsprecher/-schreiber: Modelltexte
4. Sprachexperten: Fachurteile.

Dieses Modell soll im Folgenden in vier Punkten ergänzt und erweitert werden (s. Abb. 5):

Erstens: Im Modell Ammons taucht der einfache Sprachproduzent, der Otto-Normalverbraucher der Sprache, nur als Umgebungsvariable auf. Die „Bevölkerungsmehrheit“ bettet die vier genannten Normfaktoren ein. Ich denke, dass der Sprachproduzent (zwar nicht als Individuum aber qua wiederholter Nutzung neuer Sprachmuster) durchaus auch eine Norminstanz ist. Man könnte soweit gehen, im Sprachproduzenten den Souverän der Sprachnorm zu sehen.

Selbstverständlich sind auch Sprachnormautoritäten, Sprecher und Schreiber von Modelltexten und auch Sprachwissenschaftler an der Genese dieser Normen beteiligt. Nicht jedoch (oder zumindest in weitaus geringerem Maße, als dies zuweilen angenommen wird) als Sprachnormautoritäten oder Experten, sondern eben als normale Sprachproduzenten, als normale Nutzer der deutschen Sprache. Diese möchten keineswegs in erster Linie die Sprache normieren, sondern kommunizieren. Insofern emergieren die hier relevanten Sprachnormen. Was die anderen an diesem Modell beteiligten Instanzen zum Normierungsprozess beitragen, ist demgegenüber sekundär.

Abb. 5: Erweitertes Normenmodell auf der Basis von Ammon (1995)

Zweitens: Sprachkodizes, Normautoritäten und Modelltexte wirken direkt normverbreitend. Sprachwissenschaftler dagegen m.E. eher indirekt, über Presse, Schulbücher und Kodizes vermittelt! Wenn sie denn überhaupt einmal in der Öffentlichkeit gehört werden.

Drittens: Sowohl die Kodifizierer als auch die Korrektoren (Lehrer, Eltern, Sprachratgeber) als auch die Sprachexperten sind sich ihrer normstabilisierenden und normverbreitenden Rolle bewusst. Dies gilt für die Modellsprecher sicherlich nicht, da sie ihre Texte nicht im Hinblick auf die Verbreitung und Sicherung sprachlicher Normen erstellen.

Viertens: Der ominöse Sprachproduzent, der Otto-Normalverbraucher in diesem Modell agiert i. d. R. unbewusst sprachnormverbreitend und indirekt sprachnormverbreitend. Dies geschieht z. B. durch das Aufgreifen neuartiger Sprachmuster, durch die Weiternutzung bekannter Sprachmuster oder durch die Nichtnutzung denkbarer (systemmöglicher) oder ungrammatischer Sprachmuster. Dies alles macht der Sprachproduzent jedoch nicht, um bewusst und direkt Sprachnormen zu sichern oder zu verbreiten, sondern dies sind nichtintendierte Folgen seiner Sprachhandlungen (Invisible-Hand-Prozess). Welche Sprachwandeltheorie man auch immer bevorzugen mag (z. B. Optimalitätstheorie, Natürlichkeitstheorie etc.), immer ist es m.E. der Sprachsouverän, der letztlich für die Etablierung der in aller Regel subsistenten, emergierenden Normen sorgt.

2. Sprachnormverletzungen

Wann können Sprachnormverletzungen sinnvoll sein und damit die Chance bekommen als neue Muster ins System zu gelangen? Um diese Frage zu beantworten, ist es angebracht, sowohl einen Blick auf neu in das System kommende Muster als auch auf ausgesonderte Muster zu werfen (s. Abb. 6):

Abb. 6: Normenetablierung: Neue Muster gelangen ins System

1.) Kommunikativer Vorteil der neuen Konstruktion

Die neue Konstruktion muss für die Sprachbenutzer insofern einen Vorteil bieten, als sie in irgendeiner Form eine bessere Lösungsmöglichkeit für ein kommunikatives Problem bietet, als dies alternative Muster tun können. So ist z. B. die Verwendung von Reflexivpassivformen für die Sprachnutzer ganz offenkundig eine elegante, sprachökonomische Lösung für das Problem, das sich in passivträchtigen Kontexten stellt. Statt bei der Wahl eines inhärent reflexiven (oder auch eines reflexiv verwendeten transitiven) Verbs langwierig nach Paraphrasen suchen zu müssen, wird in analoger Form zum Vorgangspassiv ein Reflexivpassiv gebildet und somit das kommunikative Problem gelöst.

Als Beispiel kann hier der passivträchtige Kontext einer wissenschaftlichen Hausarbeit genannt werden. Wenn hier in einer Argumentation darauf verwiesen werden soll, dass sich die Autorin/der Autor auf bestimmte Autoren bezieht, könnte als Ergebnis Folgendes stehen: *Im Folgenden wird sich auf Chomsky bezogen.*

Statt: *Im Folgenden beziehe ich mich auf Chomsky.* (Verstoß gegen das Ich-Verbot in wissenschaftlichen Texten)

Oder: *Im Folgenden wird eine Argumentation unter Rückgriff auf Chomsky verfolgt o. Ä.*

2.) Regularität der Konstruktion

Nicht jede vermeintliche oder tatsächliche Kommunikationsoptimierung wird von den Sprachteilnehmern auch aufgegriffen. Sie muss über eine zumindest unbewusst wahrgenommene syntaktische Regularität verfügen. Das meint nicht, dass jede wie auch immer geartete Regularität hier ausreichend ist. Sondern: Eine brauchbare syntaktische Regularität gibt immer auch an, welche Konstruktion nach wie vor ausgeschlossen bleibt. Beim Reflexivpassiv sind dies z. B. Konstruktionen mit nichtagentiven oder auch mit ergativen Verben.

Beispiele für ungrammatische Reflexivpassivkonstruktionen sind demgemäß die folgenden:

Die Kosten läppern sich.

Es gehört sich, zuzuhören.

Es versteht sich von selbst, dass diese Theorie nicht alles lösen kann.

Für Dativpassivkonstruktionen ist die Ausschlussregel z. B. über den Dativus ethicus oder den Dativus iudicantis gegeben, die keinesfalls passivierbar sind.

Komm mir ja nicht nach 11 Uhr nach Hause.

Du bist ihm zu nassforsch aufgetreten.

3.) Akzeptabilität der Konstruktion und Verbreitung durch Sprachsouverän

Die Akzeptabilität einer Konstruktion innerhalb einer Sprachgemeinschaft ist ein komplexeres Phänomen als man bisher angenommen hat. In einem früheren Aufsatz⁴ bin ich davon ausgegangen, dass das wesentliche Kriterium der Akzeptabilität einer Konstruktion deren Unmarkiertheit im Hinblick auf den Grammatikalitätsstatus ist. Dies ist sicherlich ein Kriterium, aber – wie mir scheint – nicht ein hinreichendes.

Zwar ist die Akzeptabilität einer Konstruktion sicherlich auch ein Indiz für eine geltende Sprachnorm. Innerhalb der Sprachnorm – hier verstanden als der von den meisten Sprachteilnehmern genutzte Raum innerhalb der *langue* (Schnittfläche zwischen *langue* und *parole*) – liegen die akzeptablen Konstruktionen. Aber: Was diese Konstruktionen akzeptabel macht, ist damit noch nicht gesagt. Auch der Hinweis darauf, dass über Probandenbefragungen leicht ermittelt werden kann, welche Konstruktionen akzeptabel sind und welche nicht, hilft hier nicht weiter.

Mir scheint, dass sich die Akzeptabilität einer Konstruktion für einen Sprachteilnehmer durch einen Rückgriff auf dessen *tacit knowledge* ergibt.

⁴ Hundt 2005, S. 19 f.

Damit ist folgendes gemeint: Wenn jemand auf eine neue Konstruktion der Art *Das sieht man auch daran, wie sich hier geschminkt wird* stößt, löst dies eine Reihe von Routinen der Prüfung⁵ beim Hörer/Leser aus. Zunächst stellt sich die Frage, ob der Sprachnutzer überhaupt bemerkt, dass die Konstruktion u.U. fragwürdig ist. Wenn er an der Konstruktion in irgendeiner Form Anstoß nimmt, bedeutet dies, dass sie für ihn markiert ist. Diese Markiertheit kann sich auf stilistische Abweichungen („machbar“ aber durchaus „unüblich“) oder auch auf grammatische Normverletzungen beziehen. Wenn der Sprachnutzer allerdings die Konstruktion für nicht markiert hält, wenn ihm also keinerlei Bedenken beim Hören oder Verwenden der Konstruktion kommen, dann treten auch keine weiteren Prüfroutinen auf. Im Falle der bewusst wahrgenommenen Markiertheit muss dann der Sprachnutzer entscheiden, wie er weiter verfahren möchte. Er wird ein Akzeptabilitätsurteil fällen, d.h. es geht um die Beurteilung der Abweichung: Ist diese positiv, negativ oder neutral zu bewerten. Zeugt die Verwendung der Konstruktion von gehobener oder schlampiger/salopper Sprech-/Schreibweise, allgemeiner gesagt: Worauf ist die Markiertheit zurückzuführen? Selbstverständlich können solche Akzeptabilitätsurteile auch so aussehen, dass einerseits von der Markiertheit ausgegangen wird, dass aber andererseits konzidiert wird, die Verwendung der Konstruktion sei sinnvoll, kommunikationsökonomisch etc. Dies hat dann zur Folge, dass Konstruktionen, obwohl sie markiert sind, dennoch als akzeptabel beurteilt werden. Wenn die Konstruktion aufgrund der Markiertheit allerdings abgelehnt wird (negatives Akzeptabilitätsurteil: *sagen nur sprachliche Minderbemittelte, sagt man nur in Süddeutschland, kein richtiges Deutsch, da stimmt irgendetwas nicht* etc.), dann erfolgt im weiteren Verlauf der Konstruktionsprüfung in der Regel nur sehr selten der Rückgriff auf bewusstes grammatisches Wissen (der Sprecher/Schreiber) oder gar der Rückgriff auf Grammatiken. Wenn dieser Rückgriff auf den Kodex geschieht, dann doch häufig um evtl. bestehende Ahnungen zu bestätigen. Aus meiner Sicht ist gerade dies der interessanteste Fall. Nur selten machen Sprecher in diesen Fällen den Versuch, sich ihr *tacit knowledge* bewusst zu machen, dies zu reflektieren und/oder im Kodex Gründe für die Akzeptabilität oder Nicht-Akzeptabilität der Konstruktion zu gewinnen. Konstruktionen, die einmal als inakzeptabel und ungrammatisch bewertet worden sind, bleiben dann außen vor. Und das gilt auch dann, wenn sie evtl. im Kodex als grammatisch korrekt gelten. Der durchschnittliche Sprachteilnehmer, also der Souverän in Sachen Sprachnorm, orientiert sich offenkundig häufiger an einer idealisierten Sprachnorm, die nicht immer mit dem Kodex rückgekoppelt sein muss. Überzeugend konnten diese Tendenz jüngst Winifred Davies und Nils Langer nach-

⁵ Die folgende Argumentation (Prüfroutinen) basiert auf dem Modell von Miyazaki (2001). Ich danke herzlich Vít Dovalil für die wertvollen Hinweise, die anregende Diskussion und dafür, mir die Verbindungen zwischen diesem Normenproblem und dem Sprachmanagement deutlich gemacht zu haben.

weisen. Sie untersuchten insgesamt 11 fragwürdige Konstruktionen sowohl in synchroner als auch in diachroner Hinsicht. Es stellte sich heraus, dass für manche der Konstruktionen die Haltung des Kodex keineswegs ausschlaggebend dafür war, was die Sprachteilnehmer, genauer hier sogar die Sprachnormautoritäten (Lehrer) von diesen Konstruktionen hielten. So wurde das als temporales Relativpronomen verwendete *wo*, von den Lehrern mehrheitlich als nicht standardkonform abgelehnt, obwohl es im Duden akzeptiert ist. Umgekehrt hält sich unter Lehrern die Ansicht von der mittlerweile generellen Zulässigkeit der Verwendung von *wegen* mit Dativ. Hier hat der Kodex seit mehreren hundert Jahren den Genitiv⁶ für die schriftliche Standardsprache festgelegt. Lediglich in der Mündlichkeit und in ganz wenigen Ausnahmefällen in der Schriftsprache lässt hier der Kodex Dativ auch als standardsprachliche Form zu⁷. Dies macht es plausibel, dass die Akzeptabilität einer Konstruktion – deren Indiz sicherlich die Unmarkiertheit ist – nicht allein durch permissive oder prohibitive Akte in den Kodizes festgeschrieben wird, sondern dass hier die Sprachteilnehmer durchaus weiterhin eigene Wege gehen können!

Die Idealisierung der Norm durch die Sprachteilnehmer wird sicherlich durch folgende Faktoren unterstützt:

- a) die zunehmende Frequenz einer Konstruktion. Was häufiger gehört oder gelesen wird, erscheint vertrauter. Nur dann, wenn die Regelverletzung ganz offenkundig ist und auch vom sprachlichen Otto-Normalverbraucher erkannt wird, führt auch eine evtl. zeitweilig steigende Frequenz nicht zur Akzeptabilitätssteigerung. Z.B. bei Sätzen wie *Hier werden Sie geholfen*.
- b) Wenn nach einer Zeit steigender Frequenz die take-off-Phase erreicht ist, bedeutet dies, dass die Konstruktion in generalisierender Weise auch in Kontexten verwendet wird, in denen sie bislang nicht möglich gewesen war (s. die Beispiele der generalisierten Anwendbarkeit des Dativpassivs). Dann stellt sich schließlich bei den Sprachteilnehmern der Eindruck ein, dass es schon immer so gewesen sei, dass die Konstruktion vormals nie markiert gewesen sei.

⁶ Davies/Langer 2006, S. 55, 210, 263 ff.

⁷ Beispiele: „Standardsprachlich mit Dativ in bestimmten Verbindungen u. wenn bei Pluralformen der Genitiv nicht erkennbar ist: – wegen etwas anderem, wegen manchem, wegen Vergangenem; wegen Geschäften.“
 „Standardsprachlich auch mit Dativ, wenn ein Genitivattribut zwischen „wegen“ und das davon abhängende Substantiv tritt: – wegen meines Bruder neuem Auto.“ (Duden Rechtschreibung 2006, S. 1107).
 Vgl. auch Duden Grammatik 2005, S. 619 f.

4.) Auftauchen der neuen Konstruktion in Modelltexten

Bei der zugegebenermaßen idealisierten Darstellung der Integration syntaktisch grenzwertiger Konstruktionen in die Sprachnorm ergibt sich ein Problem. Wenn man von Modelltexten spricht, ging man bisher davon aus, dass damit „vorbildliche Autoren“, „anerkannte Medientexte“ o. Ä. gemeint sind. Wenn man dies auch für historische Sprachstufen noch vielleicht nachvollziehen kann – so etwa Texte von Luther, Goethe, Schiller, Thomas Mann etc. – so wird die Redeweise von Modelltexten spätestens in der Gegenwartssprache brüchig. Was kann heute als Modelltext gelten? Literarische Texte sind hier aus meiner Sicht fragwürdig, da gerade hier mit syntaktischen Mustern bewusst gespielt wird. Sind es dann Texte überregional rezipierter Zeitungen (FAZ, Süddeutsche)? Sind es Texte der Nachrichtensprecher im Fernsehen, sind es Texte aus dem politischen oder juristischen Diskurs (Bundestag)? Sind es gar Schulbücher?

Hier kann man m.E. weder für den Bereich der Orthographie noch für andere sprachsystematische Ebenen davon ausgehen, dass die Sprachteilnehmer heute solche Texte tatsächlich als Modelltexte auffassen. Die Vorstellung, dass man in grammatischen Zweifelsfragen Rekurs nimmt auf Zeitungen, Nachrichtentexte o. Ä., mag für frühere Zeiten evtl. noch plausibel sein, aber heute wohl nicht mehr!

Es ist sinnvoller, den Blick auf Modellsprecher/-schreiber zu richten, wie dies auch Ulrich Ammon tut. Zwar sind auch Modellsprecher sicherlich jeweils bezogen auf einzelne Varietäten und Zielgruppen zu sehen (Dieter Bohlen dürfte nur für bestimmte Gruppen als Modellsprecher gelten), aber für die Standardsprache als höchstreichweitige, regional, gruppal und sozial unmarkierte Varietät können exponierte Repräsentanten der Öffentlichkeit durchaus als Modellsprecher rezipiert werden. Dies gilt auch dann, wenn sie dies für sich selbst nicht in Anspruch nehmen würden. Insofern können dann tatsächlich Spitzenpolitiker, Nachrichtensprecher, Kulturschaffende oder auch Universitätsangehörige als Modellsprecher verstanden werden. Die von ihnen produzierten mündlichen und schriftlichen Texte erhalten dann quasi sekundär Modelltextstatus. Das diesen Sprechern zugebilligte Prestige sorgt dafür, dass die von ihnen produzierten Texte Modellcharakter erhalten.

5.) Reaktion der Sprachnormautoritäten

Der kommunikative Vorteil der neuen Konstruktion, ihre syntaktische Regularität, die Akzeptanz, das Auftauchen in Modelltexten wird immer auch flankiert durch Reaktionen der Sprachnormautoritäten als Sprachnormenvermittler. Wir wissen aus Untersuchungen zur deutschen Sprachgeschichte mittlerweile, dass sowohl die Reaktionen der Sprachnormautoritäten als auch die Reaktionen der Sprachexperten nicht zu hoch veranschlagt werden dürfen. Hier gilt, dass die Sprachnormautoritäten immer vergleichsweise konservativ sind und neuen Konstruktionen skeptisch gegenüber stehen. Dies kann

dazu führen, dass einzelne Konstruktionen auch durchaus von den Sprachnormautoritäten abgelehnt werden, obwohl sie bereits im Kodex manifest geworden sind. Ein Beispiel dafür ist das bereits erwähnte Verhalten von Lehrern gegenüber der Einleitung von temporalen Relativsätzen mit der Partikel *wo* (s. Langer/Davies 2006).

Wenn es allerdings eine Konstruktion geschafft hat, über Sprachnormautoritäten gestützt zu werden, ist dies für die Verbreitung dieser Konstruktion auf jeden Fall hilfreich. Aber: Die Reaktion der Sprachnormautoritäten scheint für die Durchsetzung neuer Muster weniger relevant zu sein, als dies zunächst erwartbar wäre.

6.) Erwähnung/Aufnahme im Sprachkodex

Mit der Einbindung vormals markierter Konstruktionen in Modelltexte, mit der Akzeptanz durch den Sprachsouverän verbunden ist auch die allmähliche Aufnahme dieser Konstruktionen in die Kodices. Dass dies zwar parallel mit den anderen Vorgängen und zugleich verzögert geschieht, zeigt z. B. das Verhalten der Grammatiken gegenüber dem Dativpassiv. Während hier in älteren Auflagen der Grammatiken noch kein Hinweis auf das Dativpassiv zu finden war, ist diese Konstruktion mittlerweile in allen gängigen Grammatiken und damit natürlich auch im Duden – der Referenzgrammatik – aufgenommen.

Nun zum entgegengesetzten Fall, d. h. was geschieht, wenn bislang etablierte Konstruktionen aus dem System ausgesondert werden, wenn diese als nicht mehr normgerecht behandelt werden (s. Abb. 7):

Wenn bislang bekannte Muster aus dem System ausgesondert werden, gilt m. E. ein anderer Verlauf.

Abb. 7: Aussonderung bisher anerkannter Muster aus dem System

1.) Kritik durch Kodifizierer und durch Sprachnormautoritäten

Am Beispiel der *tun*-Periphrase, die noch im Frühneuhochdeutschen als völlig unproblematische Konstruktion verwendet werden konnte, hat Nils Langer (2000, 2001) zeigen können, wie hier das Urteil der Grammatiker im Verbund mit den Sprachnormautoritäten dafür sorgen konnte, diese Konstruktion zu stigmatisieren. Dies führte zu einer allmählichen Ausgrenzung der Konstruktion aus dem Sprachgebrauch.

2.) Vermeiden/Nichtauftreten in Modelltexten

Folge davon war, dass diese Konstruktion allmählich auch in Modelltexten nicht mehr zu finden war. Diese drei Faktoren führen dazu, dass der Sprachsouverän, die Konstruktion mehr und mehr meidet, befindet er sich doch in ständiger Rückkoppelung mit Kodex und Normierern, z. B. über die schulische Sozialisation.

3.) Alternativkonstruktion ist vorhanden.

Jede Ausgrenzung aus dem System kann allerdings nur gelingen, wenn auch Alternativkonstruktionen zur Verfügung stehen. Dieser Punkt ist gewissermaßen trivial, da jedes Konstruktionsmuster durch Alternativen ersetzt werden kann. Dies gilt für die *tun*-Periphrase, die sich in der Mündlichkeit nach wie vor hält, genauso wie etwa für die afiniten Konstruktionen in Nebensätzen, die mit dem Ausgang des Frühneuhochdeutschen zugunsten der Setzung des finiten Verbs aufgegeben wurden.

Bei beiden Vorgängen, also sowohl bei der Hereinnahme neuer Konstruktionen ins System als auch bei der Aussonderung bislang bestehender Muster aus dem System sind die Sprachexperten eher beobachtende Instanzen, die zumindest nicht nachhaltig in die Prozesse eingreifen (können).

3. Von der Normverletzung zur neuen Norm (exemplarisch)

Ich kann hier lediglich einen exemplarischen Blick auf mögliche Gründe für die Aufnahme neuer Konstruktionen unter das Dach der Sprachnorm richten. Nach meiner Vorstellung sind normgerechte Konstruktionen automatisch auch systemgerechte Konstruktionen. Es stellt sich somit die Frage, welche Gründe für Systemveränderungen vorliegen können, die zugleich eine Veränderung der Sprachnorm nach sich ziehen. Die Gründe für die Veränderung der Sprachnormen sind identisch mit den Gründen für den allgemeinen Sprachwandel. Von Polenz hat hier vier Faktoren eingehend beschrieben (vgl. von Polenz 2000, S. 28–80):

- 1.) Sprachökonomie
- 2.) Innovation
- 3.) Variation
- 4.) Evolution

Wenn man die für den Sprachwandel relevanten Faktoren als treibende Kräfte auch für Sprachnormveränderungen akzeptiert, dann heißt dies: Sprachnormen sind per se nicht stabil, sondern steten Veränderungen unterworfen. Diese Veränderungen sind nicht allein durch die Innovations- und Variationsfreudigkeit der Sprachteilnehmer bedingt, sondern zu einem Gutteil auch durch Sprachökonomie. Darunter sollte jedoch nicht eine Tendenz zur steten Verknappung der sprachlichen Mittel verstanden werden (möglichst viel mit möglichst geringem Aufwand umsetzen). Sprachökonomie meint auch das Spannungsverhältnis von Verknappung und Expansion.⁸ Hier geht es also darum, kommunikative Probleme, die sich immer wieder neu stellen, möglichst effektiv (und nicht möglichst knapp) zu lösen. Wenn daher in einer Sprachgemeinschaft das Bedürfnis entsteht, z.B. über die in Dativnominalphrasen kodierten Referenten von Aktivsätzen auch in Passivkonstruktionen zu verfügen, ergeben sich zunächst zwei Möglichkeiten (Abb. 8):

Abb. 8: Etablierung neuer Normen: Verfahrensmöglichkeiten

- a) Die alte, bislang einzige Konstruktionsmöglichkeit, wird weiterhin verwendet
oder
- b) Eine neue Konstruktion wird erfunden, eingeführt und etabliert sich neben der bestehenden. Dies ist als *layering* aus der Grammatikalisierungstheorie bekannt.

So steht im Fall des Dativpassivs die alte neben der neuen Konstruktion.

Die alte Konstruktion ergibt sich aus der Vorstufung des Akkusativobjekts des Aktivsatzes.

⁸ Vgl. zum Begriff der Sprachökonomie und seiner Anwendung vornehmlich auf den morphologischen Wandel Nübling et al. (2006), S. 54 f., Ronneberger-Sibold (1980), Werner (1987), (1989), Harnisch (1990).

Aktiv: *Die Polizei entzog ihm den Führerschein, weil er betrunken Auto gefahren war.*

Passiv: *Der Führerschein wurde ihm entzogen. ODER
Ihm wurde der Führerschein entzogen, weil er betrunken Auto gefahren war.*

Die neue Konstruktion erlaubt dagegen das Vorstufen des Dativobjekts des Aktivsatzes.

Passiv: *Er bekam den Führerschein entzogen.*

Soll das Dativobjekt des Aktivsatzes in Erstposition im Passivsatz erscheinen, ist die alte Konstruktion jedoch insofern markiert, als sie sich von der Standardstruktur unterscheidet:

Subj. + Präd. (+ Obj.)
NP_{Nom} + Verb (+ NP_{Akk})

Das Vorgangspassiv transitiver Verben gewährleistet dieses Konstruktionsmuster:

Der Rechenschaftsbericht wurde gelesen.

Zudem sichert das SPO-Muster auch i.d.R. das Definitheits- und Agentivitätsgefälle in Sätzen.⁹

Aktiv: *Polizist Maier (Def.) bestraft einen Parksünder_{indef.}*

Passiv: *Ein Parksünder wurde von Polizist Maier bestraft.*

Hier wäre das Definitheitsgefälle nicht gesichert. Daher ist die Konstruktion mit Blick auf das im Deutschen am häufigsten verwendete Konstruktionsmuster markiert.

Daher spricht nun einiges dafür, eine neue Konstruktion in Betracht zu ziehen. Für diejenigen Fälle von Verben mit Dativobjekten, bei denen ein definites Dativobjekt mit einem indefiniten Nominativsubjekt im Aktivsatz gekoppelt werden sollte, ist nun das „neue“ Dativpassiv eine Alternative zur Sicherstellung der aus anderen Konstruktionen bekannten Abfolge.

Aktiv: Kontext: *Paul Maier hatte zu viel getrunken, dennoch nahm er das Auto.*

Ein Polizist entzog ihm deshalb den Führerschein. ← Nicht gesichertes Def.gefälle.

Passiv: *Er bekam deshalb den Führerschein entzogen.*

⁹ Das Agentivitätsgefälle wird in Aktivsätzen i.d.R. eingehalten, das Definitheitsgefälle in Aktiv- und Passivsätzen.

Bei dieser Lösung wäre sowohl das bekannte Definitheitsgefälle als auch die Abfolge NP_{Nom} + Verb + (evtl. weitere NPs) gesichert. Dies ist allerdings mit Sicherheit nur ein Aspekt der Sprachökonomie. Andere Neukonstruktionen weisen Vorteile in der flexibleren Gestaltung der Abfolge der Elemente im Satz im Hinblick auf die Informationsstruktur auf. Mit der neuen Konstruktion lässt sich u. U. Bekanntes und Neues (Thema/Rhema, Topic/Comment etc.) besser im Satz verteilen. Dies gilt z. B. für periphrastische Konjunktiv-II-Formen in kontrafaktischen Sätzen im Unterschied zu ihren synthetischen Alternativen.

Periphrastische Formen ebenso wie „expandierte“ Possessivmarkierungen in der Art von *dem Mann sein Hut* (possessives Dativattribut) zeigen hier, dass Sprachökonomie durchaus auch mit höherem Aufwand verbunden sein kann, wenn dies sinnvoll ist. Insofern wären dann auch die im öffentlichen Raum immer häufiger zu sehenden Genitivapostroph-Formen (*Carla's Imbiss*) sprachökonomisch, kommen sie doch dem Bedürfnis der Sprachteilnehmer nach klarer Markierung der jeweiligen Informationen (hier Trennung zwischen Nomen Proprium und grammatischem Morphem) nach.

3. Etablierung neuer Normen

Ein häufig zu beobachtendes Phänomen bei syntaktisch grenzwertigen Konstruktionen ist das folgende: Je länger man sich die Konstruktion anschaut, je mehr Belege man dafür sammelt, umso akzeptabler, verständlicher, ja grammatisch korrekter kommt sie einem vor. Man glaubt, dass man solche Konstruktionen nur lange genug anzuschauen und zu analysieren braucht, um sie schließlich alle unter das Dach der Grammatikalität zu bringen.

Dies ist nicht der Fall. Konstruktionen wie die folgenden bleiben auch nach stundenlanger Analyse ungrammatisch:

- (1) **Hier werden Sie geholfen.* (V. Feldbusch/Pooth)
- (2) **Hier werden Sie erholt.* (Werbung für ein Wellness-Bad)
- (3) **Er kriegt zu spät nach Hause gekommen.* (Aktiv: *Du kommst ihm zu spät nach Hause.*)
- (4) **Es wird sich zusammengeläppert.* (Aktiv: *Die Kosten läppern sich zusammen.*)
- (5) **Sie ist wegen der Mann_{Nom.} nicht gekommen.*

Das heißt, bei der Analyse grammatisch grenzwertiger Konstruktionen müssen die entsprechenden neuen syntaktischen Regularitäten so beschrieben werden, dass sie auch Aussagen über nach wie vor unzulässige Konstruktionen erlauben.

Für die fünf obigen Beispiele bedeutet das:

- ad (1) **Hier werden Sie geholfen.*

Norm:

1. Dem Vorgangspassiv sind transitive und intransitive Verben zugänglich, sofern sie agentiv sind.
2. Das Nominativsubjekt des Aktivsatzes wird ausgeblendet.
3. Das Akkusativobjekt des Aktivsatzes wird an die Subjektsposition des Passivsatzes vorgestuft. Wenn kein Akk.obj. vorhanden ist → unpers. Passiv

Konflikt:

Im Beispielsatz wird versucht das Dativobjekt des Aktivsatzes an die Subjektsposition vorzustufen. Dies lässt das Vorgangspassiv (noch) nicht zu (Konflikt mit Restriktion 3).

ad (2) **Hier werden Sie erholt.*

Norm:

1. Dem Vorgangspassiv sind transitive und intransitive Verben zugänglich, sofern sie agentiv sind.
2. Das Nominativsubjekt des Aktivsatzes wird ausgeblendet.
3. Das Akkusativobjekt des Aktivsatzes wird an die Subjektsposition des Passivsatzes vorgestuft. Wenn kein Akk.obj. vorhanden ist → unpers. Passiv.

Konflikt:

Im Beispielsatz wird versucht ein im Aktivsatz nicht vorhandenes Akkusativobjekt vorzustufen. Dadurch wird das inhärent reflexive Verb *sich erholen* wie ein transitives Verb mit Akk.obj. behandelt. Dies lässt das Vorgangspassiv (noch) nicht zu (Konflikt mit Restriktion 3).

ad (3) **Er kriegt zu spät nach Hause gekommen etc.*

Norm:

1. Dem Rezipientenpassiv (Dativpassiv) sind Verben mit einem Dativobjekt im Aktivsatz zugänglich, sofern sie agentiv sind.
2. Das Nominativsubjekt des Aktivsatzes wird ausgeblendet.
3. Das Dativobjekt des Aktivsatzes wird an die Subjektsposition des Passivsatzes vorgestuft.

Konflikt:

Im Beispielsatz wird versucht, einen freien Dativ so zu behandeln wie ein Dativobjekt. Hier handelt es sich um einen Dativus ethicus, nicht um ein Dativobjekt. Diese Gleichbehandlung lässt das Dativpassiv nicht zu (Konflikt mit Restriktion 3).

ad (4) **Es wird sich zusammengeläppert etc.*

Norm:

1. Dem Reflexivpassiv sind inhärent reflexive Verben, die mindestens schwach agentiv sein müssen, zugänglich.

2. Dem Reflexivpassiv sind reflexiv verwendete Verben mit anaphorischem (oder reziprok-anaphorischem) Refl.pron zugänglich, wenn sie agentiv sind und wenn das Refl.pron. als Teil des Verbs umgedeutet werden kann. Dann wird das reflexiv verwendete Verb wie ein inhärent reflexives Verb behandelt.
3. Das Reflexivpronomen wird als Verbteil aufgefasst; es nimmt keine Argumentposition ein.
4. Das Nominativsubjekt des Aktivsatzes wird ausgeblendet.
5. Die Subjektsposition des Passivsatzes ist entweder mit einem expletiven *es* oder mit anderen Satzgliedern besetzt.

Konflikt:

Im Beispielsatz wird versucht, ein nicht-agentives inhärent reflexives Verb zu passivieren (Konflikt mit Restriktion 1).

Zulässig sind hier offenkundig nur Fälle, wie die folgenden:

Schau mal, da wird sich amüsiert. (TV RTL)

Dabei wurde sich stark an der lateinischen Grammatik orientiert. (Klausur)

Das sieht man auch daran, wie sich hier geschminkt wird. (Big Brother)

Hier wurde sich anscheinend gleich geprügelt. (W. Moers)

ad (5) **Sie ist wegen der Mann nicht gekommen.*

Norm:

1. Präpositionen regieren eine NP in Bezug auf den Kasus.
2. Präpositionen können den Genitiv, den Dativ oder den Akkusativ zuweisen.

Konflikt:

Im Beispiel soll die Präposition *wegen* den Nominativ zuweisen (Konflikt mit Restriktion 2).

4. Fazit und Ausblick

Die Hauptthese dieses Beitrags war, dass wir bei der Untersuchung von Sprachnormen viel stärker als bisher auf den Sprachsouverän blicken müssen, der m.E. stärkeren Einfluss auf die Genese von Sprachnormen hat, als dies bei Sprachkodizes, Sprachnormautoritäten, Sprachexperten und Modelltexten der Fall ist.

Somit sind Sprachnormen in der Praxis nur ganz selten präskriptive, gesetzte, institutionell verabschiedete Normen. Nur der Bereich der Orthographie (und in Teilen die Orthoepie) lassen sich hier anführen. Der Normalfall, der gerade auch für die Genese neuer syntaktischer Normen gilt, sind emergente, subsistente, veränderliche, faktorenbezogene Sprachnormen.

Dazu gehört der Bezug der jeweiligen Sprachnorm auf die einzelne Varietät, für die sie gelten soll.

Varietäten lassen sich differenzieren nach einer Reihe von Faktoren, in denen sie sich unterscheiden:

- das Realisierungsmedium: mündlich vs. schriftlich
- die Sprachsystemebenen (Phonologie, Graphematik, Morphologie, Syntax, Semantik, Lexik, Text, Pragmatik)
- die Nutzergruppen (Gruppensprachen)
- die funktionale Leistung (Funktiolekte)
- die semantischen Bezugssysteme (Bezugswelten nach Steger 1988 und 1991)
- die räumliche Geltung (vom Ortsdialekt, über Regiolekte, über großreichweitige, regional geprägte Standardsprachen, bis zur „idealisierten“ Standardsprache)
- der zeitliche Geltungsrahmen (historische Varietäten)

Meines Erachtens sollten nicht nur diejenigen Phänomene als Sprachnormen gefasst werden, die bereits im Kodex manifestiert sind, gewissermaßen am Ende des Normierungsprozesses angelangt. Vielmehr erscheint es mir sinnvoll, auch diejenigen Phänomene zu den Normen zu rechnen (besonders emergente Normen, die gerade noch nicht kodifiziert sind), die häufig lediglich als Sprachkonventionen oder als Sprachregeln bezeichnet werden.¹⁰

Es bestehen selbstverständlich deutliche Unterschiede zwischen sich gerade etablierenden Normen, die noch nicht kodifiziert sind (in Grammatiken und Wörterbüchern) auf der einen Seite und solchen Normen, die bereits Eingang in Kodices gefunden haben. Aber aus meiner Sicht ist es hier lediglich die Explizitheit der Normen, ihre Formulierung im Kodex, die beide unterscheiden. Handlungsleitend für die Sprachteilnehmer sind jedoch beide Typen. Dagegen unterscheiden sich beide Typen – Sprachnormen im engeren Sinne und Sprachregeln/-konventionen – in ihrem Verpflichtungscharakter. Beide haben die Aufgabe den Sprachnutzern eine Orientierung zu geben im Hinblick auf die Sprachproduktion und -rezeption. Wenn man beide Typen terminologisch voneinander trennt, richtet man den Blick nur auf den Endpunkt des Normierungsprozesses. Außerdem muss festgehalten werden, dass nur wenige Sprachsystemebenen tatsächlich im Kodex durch eine explizite Normierung fixiert sind (Orthographie, Orthoepie). Würde man sich nur auf die Sprachnormen als kodifizierte Normen beschränken, blieben wesentliche Teile der durchaus einer Normierung unterliegenden Sprachsystemebenen außer Betracht.

Abschließen möchte ich mit einer Reihe von Beispielen grammatischer Grenzphänomene, die aus meiner Sicht in Zukunft mit Blick auf Sprachnormaspekte genauer untersucht werden sollten:

¹⁰ Ich danke an dieser Stelle herzlich Walther Haas für die interessante Diskussion zu diesem Punkt.

- 1.) Reflexivpassivkonstruktionen¹¹
- 2.) Dativpassivkonstruktionen¹²
- 3.) *tun*-Periphrasen (Z. T. sind sie ja doch in der Standardsprache erlaubt!¹³)
- 4.) Possessivkonstruktionen mit Dativ-NPs (*dem Mann sein Hut*)¹⁴
- 5.) Gespaltene Pronominaladverbien (Da kann sie nichts für.)¹⁵
- 6.) Progressiv-Konstruktionen (mit *am, beim, im* etc.)¹⁶
- 7.) Doppelte Negationen als verstärkte Negationen¹⁷
- 8.) Weil-V2-Nebensätze¹⁸
- 9.) Relativpartikel *wo* zur Einleitung temporaler Relativsätze¹⁹

6. Literatur

- Ágel, Vilmos (1993): Dem Jubilar seine Festschrift: Ein typologisches Kuckucksei in der deutschen Substantivgruppe. In: Bassola, Péter et al. (Hg.): Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag. Budapest. S. 1–18.
- Ágel, Vilmos (1997): Reflexiv-Passiv das (im Deutschen) keines ist. Überlegungen zu Reflexivität, Medialität, Passiv und Subjekt. In: Dürscheid, Christa (Hg.): Sprache im Fokus. Festschrift für Heinz Vater zum 65. Geburtstag. Tübingen. S. 147–187.
- Ágel, Vilmos (2000): Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhundert. In: Besch, Werner et al. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. 2. Teilband. Berlin/New York. S. 1855–1903.
- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.

¹¹ Vgl. dazu Hundt (2005), S. 29 ff., (2002); Ágel (1997).

¹² Vgl. dazu Diewald (1997), Askedal (1984), (2005), Wegener (1985), Eroms (1992), Hundt (2005), S. 31 ff.

¹³ Vgl. dazu die Ausführungen in DRGD S. 835 f.: „2. *tun* + Infinitiv: Die Verbindung von *tun* mit einem reinen Infinitiv in Sätzen wie *Sie tut gerade schreiben* oder *Er tut das schon erledigen* ist eine umgangssprachliche überflüssige Erweiterung des Prädikats. Sie gilt in der Standardsprache nicht als korrekt. Nur bei vorangestelltem Infinitiv, also wenn das Verb besonders nachdrücklich hervorgehoben werden soll, ist die Erweiterung mit *tun* zulässig, weil dann das *tun* die syntaktische Funktion des Verbs übernehmen muss: *Singen tut sie gern. Gesehen habe ich sie schon, aber kennen tue ich sie nicht.* [...]“ Forschungsergebnisse: Langer/Davies (2006), Langer (2000), (2001), Elspaß (2005), S. 254–267; Fischer (2001).

¹⁴ Langer/Davies (2006), S. 158 ff.; Elspaß (2005), S. 325–336; Ágel (1993).

¹⁵ Hundt (2005), S. 37; Fleischer (2002); Klumpp (1997).

¹⁶ Vgl. dazu Elspaß (2005), S. 268–275; van Pottelberge (2005), (2004); Krause (2002) (1997); Reimann (1999); Rödel (2003).

¹⁷ Vgl. Langer/Davies (2006), S. 258 ff.; Langer (2001); Elspaß (2005), S. 275–283; Lenz (1996); Donhauser (1996).

¹⁸ Vgl. Hundt (2005), S. 38 f.; Elspaß (2005), S. 296–316; Wegener (1999), (2000); Uhmman (1998); Pasch (1997); Selting (1999).

¹⁹ Vgl. Davies/Langer (2006), S. 130 ff.; Davies (2000). Als erlaubte Konstruktion im Kodex formuliert: DRGD, S. 944.

- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. In: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation trägt die deutsche Sprache. Berlin/New York. S. 28–40.
- Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen.
- Askedal, John Ole (1984): Grammatikalisierung und Auxiliarisierung im sogenannten ‚bekommenkriegen/erhalten-Passiv‘ des Deutschen. In: Kopenhagener Beiträge zur Germanistischen Linguistik 22, S. 5–47.
- Askedal, John Ole (2005): Grammatikalisierung und Persistenz im deutschen „Rezipienten-Passiv“ mit *bekommenkriegen/erhalten*. In: Leuschner, Torsten et al. (Hg.): Grammatikalisierung im Deutschen. Berlin/New York. S. 211–228.
- Coseriu, Eugenio (1970): Sprache. Strukturen und Funktionen. Tübingen.
- Davies, Winifred V. (2000): Linguistic Norms at School. A survey of secondary-school teachers in a central German dialect area. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 67, S. 129–147.
- Diewald, Gabriele (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen.
- Donhauser, Karin (1996): Negationssyntax in der deutschen Sprachgeschichte: Grammatikalisierung oder Degrammatikalisierung? In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.): Deutsch – typologisch. Berlin/New York. S. 201–217.
- Duden. Richtiges und gutes Deutsch (2005). Hrsg. von der Dudenredaktion. (= Duden Band 9). 5. Auflage. Mannheim u. a. (= DRGD).
- Duden. Die Grammatik (2005). Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Hrsg. von der Dudenredaktion. (= Duden Band 4). 7., völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim u. a. (= DG).
- Duden. Die deutsche Rechtschreibung (2006). Hrsg. von der Dudenredaktion. (= Duden Band 1). 24., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim u. a. (= DRe).
- Duden. Das Aussprachewörterbuch (2005). Hrsg. von der Dudenredaktion. (= Duden Band 6). 6., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Mannheim u. a. (= DAu).
- Dovalil, Vít (2006): Sprachnormenwandel im geschriebenen Deutsch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Die Entwicklung in ausgesuchten Bereichen der Grammatik. Frankfurt am Main u. a.
- Elspaß, Stephan (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen.
- Eroms, Hans-Werner (1992): Das deutsche Passiv in historischer Sicht. In: Hoffmann, Ludwig (Hg.): Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten. Berlin/New York. S. 225–249.
- Eroms, Hans-Werner (2000): Syntax der deutschen Sprache. Berlin/New York.
- Fischer, Annette (2001): Diachronie und Synchronie von auxiliarem *tun* im Deutschen. In: Watts, Sheila/West, Jonathan/Solms, Hans-Joachim (Hg.): Zur Verbmorphologie germanischer Sprachen. Tübingen. S. 137–154.
- Fleischer, Jürg (2002): Die Syntax von Pronominaladverbien in den Dialekten des Deutschen. Eine Untersuchung zu Preposition Stranding und verwandten Phänomenen. Stuttgart.
- Harnisch, Rüdiger (1990): Morphologische Irregularität – Gebrauchshäufigkeit – psychische Nähe. Ein Zusammenhang im empirischen Befund und in seiner theoretischen Tragweite. In: Mendez Dosuna, J./Pensado, C. (Hg.): Naturalists at Krems. Papers from the Workshop on Natural Phonology and Natural Morphology. Salamanca. S. 53–64.
- Hundt, Markus (2002): Formen und Funktionen des Reflexivpassivs im Deutschen. In: Deutsche Sprache 30, S. 124–166.

- Hundt, Markus (2005): Grammatikalität – Akzeptabilität – Sprachnorm. Zum Verhältnis von Korpuslinguistik und Grammatikalitätsurteilen. In: Lenz, Friedrich/Schierholz, Stefan (Hg.): *Corpuslinguistik in Lexik und Grammatik*. Tübingen. S. 15–40.
- Klumpp, Franziska (1997): Zu den Ursachen der Ungrammatikalität von Präpositionsstranden im Deutschen. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 98(2), S. 147–159.
- Krause, Olaf (1997): Progressiv-Konstruktionen im Deutschen im Vergleich mit dem Niederländischen, Englischen und Italienischen. In: *Sprachtypologie und Universalienforschung* 50, S. 48–82.
- Krause, Olaf (2002): *Progressiv im Deutschen. Eine empirische Untersuchung im Kontrast mit Niederländisch und Englisch*. Tübingen.
- Langer, Nils (2000): Zur Verbreitung der *tun*-Periphrase im Frühneuhochdeutschen. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 47, S. 287–316.
- Langer, Nils (2001): *Linguistic Purism in Action. How auxiliary tun was stigmatized in Early New High German*. Berlin/New York.
- Langer, Nils/Davies, Winifred V. (2006): *The Making of Bad Language*. Frankfurt am Main u. a.
- Lenz, Barbara (1996): Negationsverstärkung und Jespersens Zyklus im Deutschen und in anderen europäischen Sprachen. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.): *Deutsch – typologisch*. Berlin/New York. S. 183–200.
- Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1997): *Norm und Variation*. Frankfurt am Main u. a.
- Milroy, James (1999): The consequences of standardisation in descriptive linguistics. In: Bex, Tony/Watts, Richard J. (Hg.): *Standard English. The widening debate*. London/New York. S. 16–39.
- Miyazaki, Satoshi (2001): Theoretical Framework for Communicative Adjustment in Language Acquisition. In: *Journal of the Asian Pacific Communication*, Vol. 11: 1, S. 39–60.
- Nübling, Damaris et al. (2006): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. Tübingen.
- Pasch, Renate (1997): WEIL mit Hauptsatz – Kuckucksei im DENN-Nest. In: *Deutsche Sprache* 25, S. 252–271.
- van Pottelberge, Jeroen (2005): Ist jedes grammatische Verfahren Ergebnis eines Grammatikalisierungsprozesses? Fragen zur Entwicklung des *am*-Progressivs. In: Leuschner, Torsten et al. (Hg.): *Grammatikalisierung im Deutschen*. Berlin/New York. S. 169–191.
- van Pottelberge, Jeroen (2004): *Der am-Progressiv. Struktur und parallele Entwicklung in den kontinentalwestgermanischen Sprachen*. Tübingen.
- von Polenz, Peter (1999): Allgemeine Sprachnormierung. In: Peter von Polenz: *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York. S. 229–233.
- von Polenz, Peter (2000): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band 1: Einführung. Grundbegriffe. 14. bis 16. Jahrhundert. 2. überarb. und erg. Auflage. Berlin/New York.
- Reimann, Ariane (1999): *Die Verlaufsform im Deutschen. Entwickelt das Deutsche eine Aspektkorrelation?* Diss. Bamberg.
- Rödel, Michael (2003): Die Entwicklung der Verlaufsform im Deutschen. In: *Muttersprache* 113, S. 97–107.
- Ronneberger-Sibold, Elke (1980): *Sprachverwendung – Sprachsystem: Ökonomie und Wandel*. Tübingen.
- Selting, Margret (1999): Ahd. *wanta* + Verbletzt-/Verbzweitstellung gwd. *weil* + Verbletzt-/Verbzweitstellung – historische Kontinuität oder neuerer Sprachwandel. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 27, S. 167–204.

- Steger, Hugo (1988): Erscheinungsformen der deutschen Sprache. „Alltagssprache“ – „Fachsprache“ – „Standardsprache“ – „Dialekt“ und andere Gliederungstermini. In: Deutsche Sprache 16, S. 289–319.
- Steger, Hugo (1991): Alltagssprache. Zur Frage nach ihrem besonderen Status in medialer und semantischer Hinsicht. In: Raible, Wolfgang (Hg.): Symbolische Formen. Medien. Identität. Jahrbuch 1989/90 des Sonderforschungsbereiches „Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit“. Tübingen. S. 55–112.
- Uhmann, Susanne (1998): Verbstellungsvariation in *weil*-Sätzen. Lexikalische Differenzierung mit grammatischen Folgen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 17, S. 92–139.
- Wagner, Melanie (2005): An investigation into lay knowledge of a perception of linguistic norms in modern German on the basis of an empirical sociolinguistic study in the Moselle Franconian dialect area. (Dissertation University of Wales, Aberystwyth).
- Wegener, Heide (1985): Er bekommt widersprochen. Argumente für die Existenz eines Dativpassivs im Deutschen. In: Linguistische Berichte 96, S. 127–139.
- Wegener, Heide (1999): Syntaxwandel und Degrammatikalisierung im heutigen Deutsch? Noch einmal zu *weil*-Verbzweit. In: Deutsche Sprache 27, S. 3–26.
- Wegener, Heide (2000): *Da, denn* und *weil* der Kampf der Konjunktionen. Zur Grammatikalisierung im kausalen Bereich. In: Thieroff, Rolf et al. (Hg.): Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis. Tübingen. S. 69–81.
- Werner, Otmar (1987): Natürlichkeit und Nutzen morphologischer Irregularität. In: Boretzky, Norbert et al. (Hg.): Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel und seine bestimmenden Faktoren. Bochum. S. 289–316.
- Werner, Otmar (1989): Sprachökonomie und Natürlichkeit im Bereich der Morphologie. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 42, S. 34–47.
- von Wright, Georg Henrik (1979): Norm und Handlung. Eine logische Untersuchung. Aus dem Englischen von Georg Meggle und Maria Ulkan. Königstein/Ts. (Englischsprachige Originalausgabe: Norm and Action. A Logical Enquiry. London 1963).